HEUTE
1.12.2017

Liebe Leserin, lieber Leser

Raffael Schuppisser

Die norwegische Journalistin und Autorin **Åsne Seierstad** schreckt vor tragischen Stoffen nicht zurück und recherchiert mit viel Ausdauer. Das Leben des Massenmörders **Anders Breivik** hat sie akribisch dokumentiert. In ihrem neusten Buch geht es um das Schicksal zweier norwegischer Schwestern, die in den **Dschihad** reisen. «Wir haben euch soo lieb» schrieben sie in einem Mail an ihre Eltern. Dann waren sie weg. Meine Kollegin **Anne-Sophie Scholl** hat die Autorin zum Gespräch getroffen. Ich empfehle Ihnen das Interview auf **Kultur.**

Frage des Tages

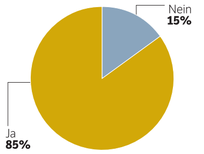
Sind die tiefen Löhne ein Grund für einen Amazon-Boykott?

Ja **Nein**

Stimmen Sie online ab unter
www.aargauerzeitung.ch
www.bzbasel.ch
www.basellandschaftliche.ch
www.solothurnerzeitung.ch
www.grenchnertagblatt.ch
www.limmattalerzeitung.ch
www.oltnertagblatt.ch
«Die Umfrage finden Sie online über die Such-Funktion mit dem Stichwort «Tagesfrage»
Das Ergebnis erscheint in der nächsten Ausgabe.

Ergebnis letzte Tagesfrage

Wir haben gefragt: Soll der Import von tierquälerisch erzeugten Produkten verboten werden?



Video des Tages

www.aargauerzeitung.ch/mediathek/videos

Schneesturm in der Klimakammer: So machen die SBB ihre Züge winterfit.

REZEPT DES TAGES

Präsentiert von Annemarie Wildeisen

Kalter Bananen-Kaffee

Für 4 Portionen

1 Banane
1 Esslöffel Zitronensaft
30 g Zucker
1,5 dl Kaffee kalt und stark
0,5 dl Milch
1 dl Rahm
Schokoladenspäne zum Dekorieren

Bestellen Sie jetzt via SMS ein Schnupperabo mit 3 Ausgaben für nur 12 Franken.
SMS mit SCHNUPPER + Name und Adresse an 919 (20 Rp./SMS) oder Online-Bestellung unter
www.wildeisen.ch/schnupperabo
www.wildeisen.ch/suche/rezepte

Vertrieben aus Myanmar

Was bleibt nach dem Besuch Franziskus' bei Aung San Suu Kyi?

Heilige Diplomatie

Als erster Papst überhaupt hat Franziskus das südostasiatische Myanmar besucht. Die Katholiken des Landes sind erleichtert, dass er das verbotene Wort «Rohingya» nicht aussprach.

Rohingya auf der Flucht vor dem Militär in Myanmar: Hunderttausende suchen Schutz im benachbarten Bangladesch. BERNAT ARMANGUE/AP/KEYSTONE

Warten auf den Papst: Zwei Frauen im Massenlager. ABA

Historisches Treffen: Papst bei Aung San Suu Kyi. M. ROSSI/REUTERS

VON ANNIKA BANGERTER, YANGON

Als die 85-jährige Maria am Mittwochmorgen um 5 Uhr aufwachte, waren die Bambusmatten neben ihr bereits leer. Die 5000 Menschen im improvisierten Massenlager rund um die St.-Anthony-Kirche waren schon am Vorabend losgezogen. Ihr Ziel: dem Papst so nahe wie möglich zu kommen. Um die besten Plätze zu besetzen, harrten sie mehr als zehn Stunden im Stadion Kyaikkasan Ground aus. Die Nacht war für viele die letzte Etappe einer langen Reise.

So auch für Maria. Im Rollstuhl brachte ihre Tochter sie an den Bahnhof von Myitkyina, der Hauptstadt von Kachin, einer christlich geprägten Region im Norden Myanmars. Zwei Tage lang dauerte es, bis Maria durch die Zugfenster die ersten Hochhäuser von Yangon erblickte. Ein Hotel können sich Mutter und Tochter nicht leisten. Wie tausend andere Gläubige rollten sie daher ihre Bambusmatten unter einer Plane auf dem Vorplatz einer Kirche aus. «Es hat nur ein paar Mücken», sagt die 85-Jährige. Vielmehr sei sie glücklich, dass sie ein Mal in ihrem Leben mit dem Papst beten könne.

Als erster Pontifex überhaupt besucht Franziskus das buddhistisch dominierte Myanmar. Damit reist er in ein Randgebiet der katholischen Kirche. Nur ein Prozent der Bevölkerung gehören dem Katholizismus an – darunter etliche Angehörige von ethnischen Minderheiten wie der Chin, Kachin oder Kayin. Deren Vorfahren versprachen sich von den Missionaren im frühen 19. Jahrhundert einen besseren Zugang zu Bildung und Gesundheit. Die buddhistische Mehrheit hingegen verwehrte sich hartnäckig gegen die Missionierung während der englischen Kolonialherrschaft.

Sparen für den Papst

Margret gehört der Minderheit der Chin an. Die junge Mutter steht im hinteren Bereich des Stadions Kyaikkasan Ground, in dem 150 000 Menschen an der Messe des Papstes teilgenommen haben. Auf ihrem Arm reibt sich der zweijährige Sohn die Augen. Margret reihte sich mit ihrer Familie um fünf Uhr morgens vor dem Eingang ein. Am Ende reichte es dennoch nur für einen hinteren Platz. Das scheint sie nicht zu stören. Margret starrt auf die Bühne, die Franziskus eben verlassen hat, und sagt: «Er war hier. Wir sind ihm nicht egal. Er kümmert sich um uns.»

Die Reise mit dem Bus nach Yangon kostete ihre vierköpfige Familie umgerechnet rund 140 Franken. Das ist in etwa so viel wie ein Lehrer pro Monat in Myanmar verdient. Seit Margret im August erfahren hatte, dass Franziskus die Einladung von De-facto-Staatschefin Aung San Suu Kyi annahm, legte sie jeden Tag Geld zur Seite. «Wir sparten, wo es nur möglich war. Auch beim Essen», sagt sie. Dass es sich gelohnt hat, steht für sie ausser Frage: «Der Papst bringt uns Liebe und Frieden.»

> **«Bin ich eines Tages Pfarrer, werde ich wohl einige Schwierigkeiten haben.»**
> **Bernard** Theologiestudent

Das hat Myanmar auch bitter nötig: In verschiedenen Regionen kämpfen Rebellen von ethnischen Minderheiten gegen das Militär, die mächtigste Instanz im Land. Es sind Bürgerkriege, die teilweise seit mehr als 60 Jahren andauern. International für Schlagzeilen sorgt seit Monaten die brutale Verfolgung der Rohingya. Seit Ende August sind rund 620 000 Angehörige der muslimischen Minderheit in den Nachbarstaat Bangladesch geflüchtet. Dort berichten sie von Massenerschiessungen, Vergewaltigungen und Brandschatzungen durch die Armee. Aufgrund der systematischen Gewalt sprechen die Vereinten Nationen von einer «ethnische Säuberung» im westlichen Rakhine-Staat.

Ein Wort als Tabu

Auch Papst Franziskus hat die Gräueltaten an den Rohingya explizit verurteilt. Doch damals hielt er sich nicht in Myanmar auf. Im Land akzeptieren Regierung, Militär und radikale buddhistische Mönche nicht einmal den Begriff «Rohingya». Sie sehen sie als illegale Einwanderer aus Bangladesch und bezeichnen sie als Bengali.

Noch bevor der Pontifex ins Flugzeug stieg, hatte ihn aus Myanmar ein Appell erreicht: Er solle das «R-Wort» nicht aussprechen, baten ihn die lokalen Kirchenoberhäupter. Dies könnte die Spannungen verschärfen, sagte Yangons Kardinal Charles Maung Bo. Die Aufforderung zeugt jedoch auch von einer anderen Angst. Angst vor den Konsequenzen, wenn der Papst in seiner Kritik zu deutlich würde.

Doch das ist nicht passiert. Bernard, ein Theologiestudent aus Yangon, sagt: «Was die Folgen von solch einem Tabubruch wären, weiss ich nicht. Aber ich bin mir sicher, etwas Ungutes würde passieren.» Auch wenn die Christen ihre Religion in Myanmar ausüben können und anders als die Muslime nicht brutale Übergriffe erleiden, stellt der grassierende Nationalismus ein Problem für sie dar. Denn dieser ist eng an den Buddhismus geknüpft und wird von radikalen Mönchen verbreitet.

Weil das Christentum mit der Kolonialisierung ins Land gelangte, wird es bis heute als fremd betrachtet. Oder wie Zam Khat Kham in seiner Dissertation am US-amerikanischen Concordia Seminar festhält: «Die Mehrheit der Bevölkerung in Myanmar erachtet die Christen als illoyal gegenüber dem eigenen Land.» Das dürfte ein Grund für die Probleme sein, von denen Kirchenvertreter berichten. Etwa dass sie keine Bewilligung für die Erweiterung eines Friedhofs erhalten oder dass Kirchenmitglieder schlechtere Chancen auf dem Berufsmarkt hätten.

Die beiden weit gereisten Papst-Anhängerinnen Margret und Maria sagen, ihnen seien keine Fälle von Diskriminierung bekannt. Auch Bernard, der Theologiestudent, erklärt er könne seinen Glauben problemlos leben: «Bis jetzt zumindest. Bin ich eines Tages Pfarrer, werde ich wohl einige Schwierigkeiten haben.» Er schüttelt den Kopf, mehr will er dazu nicht sagen.

> **«Zwischen den Religionen in Myanmar braucht es einen Dialog und nicht noch tiefere Brüche.»**
> **James** Pfarrer

So erstaunt es nicht, dass alle der befragten Katholiken die Wortwahl des Papstes unterstützen. In der Messe rief Franziskus dazu auf, nicht mit Rache auf Gewalt zu antworten. Und in seiner Rede nach dem Treffen mit Aung San Suu Kyi forderte er, dass alle ethnischen Gruppen und ihre Identitäten geachtet werden müssten. «Dieser Aufruf schliesst alle Menschen ein – auch die Rohingya», sagt Pfarrer James, der nach der Messe seine Gemeinde vor der Bühne fotografiert. Zwischen den Religionen in Myanmar brauche es «einen Dialog und nicht noch tiefere Brüche».

Erwartung der Muslime

Nicht nur lokale Christen, auch muslimische Kreise hatten grosse Erwartungen an den Besuch des Pontifex. Sind sie nun ebenso enttäuscht von ihm wie zahlreiche Menschenrechtler? Nein, sagt U Aye Lwin, Leiter des Islamischen Zentrums Myanmar. «Namen sind nicht wichtig. Die Botschaft war klar: Einheit bedeutet nicht Einheitlichkeit. Genau solche Worte brauchen wir momentan.» Ob Franziskus seinen diplomatischen Kurs in Bangladesch beibehält, zeigt sich bereits heute und morgen. Gestern Nachmittag ist er in der Hauptstadt Dhaka eingetroffen. Dort will er sich auch mit geflüchteten Rohingya treffen.

Zu diesem Zeitpunkt sitzt die 85-jährige Maria noch immer im Zug. Fast 48 Stunden lang ziehen Reisfelder, Berge und Flüsse an ihr vorbei – bis sie im krisengeschüttelten Kachin-Staat ankommt. Im Gepäck bringt sie ein T-Shirt mit nach Hause mit dem Aufdruck «love and peace».

Anita Schug kämpft für die Rohingya, die brutal verfolgt werden. SEVERIN BIGLER

Wo Soldaten Kinder an Bäumen totschlagen

Anita Schug flüchtete aus Myanmar. Heute lebt die Neurochirurgin in Solothurn und vertritt ihr Volk vor dem UNO-Menschenrechtsrat.

VON LEO EIHOLZER

Wenn Anita Schug in ihrem neuen Zuhause, einem kleinen Dorf im Kanton Solothurn, erzählt, wie ihre Verwandten vom Militär abgeholt werden und dann für immer verschwunden bleiben, traut man seinen Ohren nicht. Hat sie das gerade wirklich gesagt? Schug erzählt von der brutalen Verfolgung ihres eigenen Volkes: den Rohingya. Die muslimische Minderheit in Myanmar ist seit mehr als fünfzig Jahren permanent staatlicher Hatz ausgesetzt. Die UNO spricht von einem «Musterbeispiel für ethnische Säuberung» (siehe Text oben).

Fast 90 Prozent der Rohinyga sind Analphabeten. Sie dürfen nicht einmal eine Grundschule besuchen. Schug ist alles andere als eine Analphabetin. Die 37-Jährige ist Neurochirurgin und spricht acht Sprachen, von Burmesisch über Arabisch und Ukrainisch bis Deutsch.

Flucht um Mitternacht

Schugs Weg, der sie dreissig Jahre später in die Schweiz führen sollte, begann eines Nachts in ihrem Heimatdorf an der myanmarischen Grenze zu Bangladesch. Sie war da gerade fünf Jahre alt, erinnert sie sich. Um Mitternacht brechen sie auf. Die kleine Anita, ihre zwei Schwestern und die Mutter. Niemand in ihrem Heimatdorf weiss vom Plan. Nur ein kurzer Fussmarsch trennt sie vom gigantischen Grenzfluss. Die Familie steigt in ein kleines Fischerboot. Unterwegs muss der Schlepper mehrmals die Grenzpolizei bestechen. Damals und heute üblich: Soldaten der Grenzwacht heben kleine Flüchtlingskinder an den Beinen aus den Booten und schlagen sie mit dem Kopf so lange mit voller Wucht gegen einen Baum, bis sie tot sind. Anita hat Glück. Sie bleibt unbehelligt. Aber kurz vor der Grenze, da sinkt das Boot. Anita kann noch nicht schwimmen, jemand nimmt sie auf die Schulter, die ganze Familie überlebt.

Schon immer wussten Schugs Eltern, dass es irgendwann eng werden würde. Deshalb tauften sie sie überhaupt auf den Namen Anita. Das ist kein muslimischer Vorname. Schug lernte auch von klein auf Burmesisch, die Mehrheitssprache in Myanmar. Wenn nötig, würde das eine gewisse Anpassung erlauben. Mit ein Grund, warum Schug ihren Vater heute einen «Visionär» nennt. Er konnte als fast einziger Rohingya studieren, weil er Beziehungen hatte. Die Militärdiktatur fürchtete gut ausgebildete Rohingya. Deshalb musste er schnell fliehen. Der Chemieingenieur fand eine Stelle in Saudi-Arabien. Als Schugs Familie kein Geld mehr hatte, um die Polizei zu bestechen, damit sie nicht die gesamte Familie in Sippenhaft nahm, floh auch sie.

Bangladesch liessen sie schnell hinter sich. In Pakistan ging Schug in den Kindergarten und lernte die Landessprache Urdu. Es folgte eine Golfstaaten-Odyssee, immer wo der Vater gut bezahlte Arbeit fand, ging Schug in teure Privatschulen. Von Kuwait über Dubai, nach Oman und in andere Emirate. Mit 15 machte sie die saudi-arabische Matur.

In den Jahren auf der Flucht wurde sie erzogen, um für ihr verfolgtes Volk einzustehen. Je gebildeter man ist, desto grössere Wucht hat man, sagte sich ihr Vater. «Er gab mir nur Geld für die Ausbildung, wenn ich Ärztin werden würde. Dabei wollte ich das gar nicht.» Irgendwann gab sie nach. Weil ihr Vater ein überzeugter Kommunist ist, schickte er sie für das Medizinstudium in die Ukraine. Sie praktizierte in Saudi-Arabien, dann in England. Dort lernte sie ihren deutschen Mann kennen, von dem sie den Namen Schug hat.

«Ich wollte nie Politik machen»

Wenn man sie darauf anspricht, dass sie extrem nüchtern über das schreckliche Schicksal ihres Volkes spricht, sagt sie: «Ich habe gelernt, dass Tränen keinen interessieren. Tränen wirken schwach.» Schug setzt sich seit Jahren als Sprecherin des European Rohingya Council für internationale Sanktionen gegen Myanmar ein. In dieser Funktion spricht sie immer wieder vor dem UNO-Menschenrechtsrat. Dort bringt Weinen eben nichts. «Ich habe es mir nicht ausgesucht. Ich wollte nie Politik machen. Aber ich muss meinem Volk ohne Stimme eine Stimme geben.» Als sie das sagt, beginnt sie über die vielen kleinen Kinder zu sprechen, die in Myanmar an einfachem Fieber sterben, weil ihnen ein Paracetamol verweigert wird. Da bricht sie doch plötzlich in Tränen aus. «Als Mutter denkt man da an seine eigenen Kinder, das ist so unfassbar traurig», sagt sie weinend.

Noch immer hat sie in Myanmar lebende Verwandtschaft. Auch das Dorf ihrer Cousinen wurde kürzlich angegriffen, sie müssen in Angst leben, wollen aber nicht flüchten. «Sie sagen: ‹lieber mit Ehre im eigenen Land sterben, als auf der Flucht getötet werden›.»

Schug will selbst dereinst in Myanmar begraben werden. Sie ist ihrem Land, das sie gar nicht haben will, extrem verbunden. Als sie über ihre Heimat spricht, bricht sie zum zweiten Mal in Tränen aus. «Mein allergrösster Wunsch ist es, zurück nach Myanmar zu gehen und dort als Ärztin Menschen zu behandeln. Doch ich glaube nicht, dass das in den nächsten hundert Jahren realistisch ist. Wenn ich zurückkönnte, ich würde sofort alles stehen und liegen lassen. Die Menschen in Myanmar brauchen mich mehr als hier.»

STELLENABBAU

Es riecht nach Streik im Tessin

Die SBB werden ihre historischen Werkstätten von Bellinzona wohl an einen neuen Standort zügeln. Auch Arbeitsplätze werden reduziert. Die Belegschaft ist in Aufruhr.

VON GERHARD LOB, BELLINZONA

Fast 10 Jahre nach dem historischen Streik im Industriewerk (IW) von Bellinzona stehen die Reparatur- und Unterhaltsstätten der SBB erneut in den Schlagzeilen. Grund ist dieses Mal nicht eine Schliessung des Werks, sondern eine Verlegung. Die Rede ist von einem neuen Standort in Castione – wenige Kilometer nördlich von Bellinzona, und Investitionen von 350 Millionen Franken, mit einer Beteiligung des Kantons Tessin in Höhe von 100 Millionen Franken.

Für Aufregung sorgt dabei vor allem die Perspektive, dass die Zahl der Arbeitsplätze von heute 400 auf weniger als 200 reduziert werden könnte. «Das entspricht nicht den Vereinbarungen, die wir nach dem Streik von 2008 getroffen haben», empört sich Gianni Frizzo, der damalige und mittlerweile pensionierte Streikführer. Die Sozialisten im Stadtparlament von Bellinzona fordern gar eine Sondersitzung zu den «Officine».

Zur Erinnerung: Am 7. März 2008 hatte SBB-Cargo-Chef Nicolas Perrin vor der Betriebsversammlung die schrittweise Verlagerung des Lok-Unterhalts nach Yverdon VD bekannt gegeben. Der Wagenunterhalt sollte hingegen in einem Joint Venture mit Privaten weitergeführt werden. Es folgte ein 33-tägiger Streik der 430 Angestellten, der Geschichte schrieb. Und der Druck der Arbeiter wirkte. Die SBB nahmen ihre Pläne schliesslich zurück.

So richtig zur Ruhe gekommen ist das IW Bellinzona seither nicht. Die Auftragsvolumen waren nicht konstant. Das gegenseitige Misstrauen zwischen Belegschaft und SBB-Management ist geblieben. Und die Frage war stets präsent, welche Zukunftsperspektive dieses Werk in einem sich stark wandelnden Markt hat. So wird etwa der Personenverkehr am Gotthard heute fast ausschliesslich von Triebzügen durchgeführt. Lokbespannte Züge sind eine Seltenheit.

Piazza-Gefühle statt Werkstattgeruch

SBB-Chef Andreas Meyer hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass seiner Meinung nach der Standort des IW Bellinzona besser genutzt werden könnte. Das mehr als 100 000 Quadratmeter grosse Terrain befindet sich an bester Lage in unmittelbarer Nähe zum Bahnhof Bellinzona, der nach der Inbetriebnahme des Gotthard-Basistunnels das «Tor zum Tessin» geworden ist. Im Rahmen der «Gesamtperspektive Tessin», einem regionalen Entwicklungsplan, streben die SBB neue oder zusätzliche Nutzungen an. Vorbild könnte etwa ein Gewerbe- und Dienstleistungszentrum sein, wie es in Altdorf am neuen Kantonsbahnhof Uri entsteht.

Jürg Stöckli, Leiter SBB Immobilien, hat die Ideen in der Kolumne «Unterwegs» im SBB-Intranet auf den Punkt gebracht: «Das Areal des Industriewerks (IW) Bellinzona soll umgenutzt werden und sich zu einem Stadtquartier entwickeln, wo sich Altes und Neues vereinen, wo gewohnt, gelernt, gearbeitet oder einfach gemütlich ein Caffè getrunken wird.» Danach präzisiert er, dass die Arbeitsplätze nicht verschwinden, sondern verschoben werden, «nämlich ins modernste IW der Schweiz». Eine Option sei es, dieses auf einem geeigneten Areal in der Region zu erstellen.

Gedacht ist hier unter anderem an Castione, jüngst war aber auch vom Güterverkehrsareal in Chiasso die Rede, das zu einem grossen Teil nicht mehr genutzt wird. Tatsächlich wäre ein neues Werk sinnvoll, um in Zukunft die neuen, 200 Meter langen Gotthard-Giruno-Triebzüge oder auch die S-Bahn-Flotte warten zu können. Die SBB betonen ihrerseits, dass offiziell noch nichts entschieden ist und mehrere Optionen geprüft werden. Bis Mitte Dezember soll mehr Klarheit herrschen.

Was haben die SBB aus der Eskalation von 2008 gelernt?

Tatsächlich finden regelmässig Gespräche mit der Kantonsregierung und der Stadt Bellinzona statt. Anfang November gab es auch ein Treffen mit einer Delegation der Belegschaft in Luzern. Nächste Woche steht ein Meeting der SBB-Spitze mit der Tessiner Deputation an den eidgenössischen Räten an. Es fällt auf: Nach den Erfahrungen von 2008 sind die SBB sichtlich bemüht, allfällige Entscheide einvernehmlich mit den Behörden im Tessin abzustimmen. Die Absicht ist klar: Die Wiederholung eines Streiks soll tunlichst vermieden werden.

War damals eine allfällige Verlegung des Werks noch kein Thema, ist dies mittlerweile sogar in der politischen Führung von Bellinzona salonfähig. Stadtpräsident Mario Branda (SP) sagt: «Diese Möglichkeit darf nicht länger tabu sein.» Wichtiger als der Standort sei der Erhalt der Arbeitsplätze im Tessin. Auch der «Corriere del Ticino» kommentierte dieser Tage, dass die Arbeitsplätze im IW Bellinzona nicht durch eine «Nostalgie für die industrielle Vergangenheit» gerettet werden könnten, sondern nur durch eine zukunftsorientierte Strategie. Zugleich wurden die SBB zu mehr Transparenz gemahnt. Eine Beteiligung des Kantons Tessin in Höhe von 100 Millionen Franken an einem neuen Industriewerk sei wohl ein «gewaltiger Hohn», wenn nachher nur noch 180 von heute 400 Arbeitsplätzen übrig blieben.

Bilder, an die sich die SBB nur ungern erinnern: Streikende 2008. K. MATHIS/KEY